

Zwischen Konsum und Respect

Überlegungen zum Kommunikationsverhalten Jugendlicher

**Kommunikation braucht Pausen.
Bildung braucht Zeit. Jugend wird bloß
zu einer Phase des Konsums.**

**Wer Jugendliche erreichen will,
muss glaubwürdig sein – erst recht in
einer virtuell konstruierten Welt.**

**Ein Dialog per E-Mail zwischen
DIAKONIA und einem »jungen«
Erziehungswissenschaftler.**

DIAKONIA: Meine 15-jährige Nichte hat ihren Eltern erklärt, sie könne Ihnen nicht erzählen, was in ihrer Clique vor sich geht, denn das würden die Eltern ohnehin nicht verstehen. Mir hat sie letzten Sommer versucht beizubringen, an welchen Merkmalen die verschiedenen Jugendkulturen zu erkennen sind. Und neulich hat sie mir erzählt, dass sie ihr Kontingent von 1000 SMS pro Monat schon wieder überschritten hat.

Jugendliche haben ihre eigenen Kulturformen und ihre dementsprechenden Kommunikationsformen. Über SMS, Skype, Chatroom sowie per Modesignalen gestalten sie sowohl Verständigung unter ihresgleichen als auch Abgrenzung nach außen. Hat sich das substantiell verändert im Zeitalter neuer Medien – oder sind es nur neue Formen für ein Phänomen, das sich in jeder Generation zwar in neuen Varianten, aber im Prinzip immer gleich vollzieht?

Olaf Sanders: Zunächst müssen wir klären, über welche Jugendlichen wir sprechen. Denn ich bin nicht sicher, ob Ihre 15-jährige Nichte, der ich einen bildungsbürgerlichen Hintergrund unterstelle, eine Jugend teilt mit einem 15-jährigen Jungen, der den ihm drohenden oder an seiner Familie längst vollzogenen sozialen Ausschluss durch öffentlich ausgedrückte Aggression

»eine Jugend?«

beantwortet. Oft ist ihr Körperkapital ja das einzige über das Jugendliche verfügen. Der Soziologe Heinz Bude schreibt in diesem Zusammenhang von »verwilderten Jungmännern«. Vielleicht teilt die angesprochene Nichte nicht einmal eine Jugend mit einem 15-jährigen Mädchen, deren Familie sich aufgelöst hat oder mit der kaum noch eine erwachsene Bezugsperson Gespräche führt. Die Bewältigungsstrategien für Entwicklungsaufgaben und womöglich sogar die Entwicklungsaufgaben selbst haben sich vielfältigt. Pluralität hat auch Schattenseiten.

Vervielfältigt hat sich auch die Zahl der Jugendkulturen, die sich immer feiner ausdifferenzieren, während die ausdifferenzierten Formen weiter bestehen und sich verändern. Jugendkulturen sind auch nicht mehr notwendig vorwie-

gend musikbasiert wie noch Punk oder Grunge, sondern beruhen immer häufiger auf dem Gebrauch anderer Medien, z.B. von Netzwerkspielen.

Spätestens seit der Techno-Kultur sind Jugendkulturen auch nicht mehr unbedingt Kulturen des Widerstands. Wem will man auch Widerstand leisten, wenn die ältere Generation dieselbe Kleidung trägt und ähnliche Musik hört? Populäre Musik und Mode hat ihr Provokationspotenzial in dem Maße eingebüßt, in dem die Gesellschaft jugendlich wurde und tatkräftige Erwachsene oder erfahrene ältere Menschen entwertete.

Wenn die Gesellschaft insgesamt jugendlich wird, dann stellt sich auch die Frage nach den spezifisch jugendlichen Praxen neu. Menschen, die sich im Alter von über 40 Jahren auf die Suche nach einem neuen Partner machen müssen,

»nicht mehr unbedingt Kulturen des Widerstands«

durchstreifen inzwischen auch mit großer Selbstverständlichkeit Online-Partnerbörsen und versenden nach dem Speed-Dating zahllose SMS. Die Jugend wird länger und länger und der Jugend wird aufgebürdet, Differenzen hervorzu- bringen, die früher durch den Kontrast zu den Erwachsenen von selbst entstanden sind. Kommunikation braucht Unterschiede, wenn sie nicht auf leere Bestätigung reduziert werden soll. Bernard Stiegler beschreibt in diesem Zusammenhang die »Infantilisierung von Erwachsenen«, die die Verantwortung – in dem Wort steckt ja auch Antwort – aufgegeben haben, und mediale Psychotechniken, die das Lustprinzip gegen das Realitätsprinzip durchsetzen.

Der veränderte Mediengebrauch und die immer neuen Medien verändern die Gesellschaft insgesamt. Die Situation von Jugendlichen ist nur

insofern »besonders«, als sie in die jeweils neuen Medien wie selbstverständlich hineinwachsen, über verhältnismäßig viel Zeit verfügen, diese Medien zu erproben, und die Zeit, in der man noch ohne diese Medien lebte, nicht kennen. Was aber passiert mit einer Generation, die schon durch die Eltern ans eigene Handy gebunden wird, weil diese sich dadurch Sicherheit versprechen und das Handy auch als Kontrollwerk-

»Spannung wird durch zu viel Kommunikation zerstört.«

zeug nutzen? Später, wenn diese jungen Menschen sich dann verabreden, verlieren diese Verabredungen viel von der Spannung, weil jede Verspätung angekündigt wird oder man sich gleich telefonierend aufeinander zu bewegt und zu lachen beginnt, wenn man einander schon sieht, obwohl man doch noch telefoniert. Es bleibt weder Zeit noch Gelegenheit, sich nach dem Grund der Verspätung zu fragen, der ja auch immer mit mangelndem Interesse oder Ähnlichem zu tun haben könnte. Zur Identitätsbildung gehören solche Fragen und Suspense. Diese Spannung wird durch zu viel Kommunikation zerstört.

Jugendkulturen funktionieren auch immer weniger als Identitätsangebote, weil sie wie Moden gewechselt werden. Hieß es in meiner Generation noch »einmal Punk, immer Punk«, wa-

»Jugend wird zu einer Phase des Konsums.«

ren meine jetzigen Studierenden Teil vieler Jugendkulturen oder meinen dies zumindest. Ich vermute, dass die Kulturen oft überhaupt nicht ihre waren, sondern vor allem immer penetranter und dümmere werdende Angebote wachsender Kulturindustrien. Jugend wird immer stärker

zu einer Phase des Konsums. Die Kommunikation wird folglich immer stereotyper oder auch flacher.

Was bedeutet eine Frage wie »Gehst du Fahrschule?« Ist das eine Anpassung der gesprochenen Sprache an die Halbschriftsprache von Mail und SMS? Können die Jugendlichen noch anders kommunizieren? Sicher nicht alle. Insofern muss man zwischen Kommunikation untereinander und der Kommunikation mit anderen unterscheiden. Ich beobachte immer öfter, dass Jugendliche nicht mehr verschiedene Codes beherrschen, die sich dann situationsangemessen verwenden ließen. Das klingt nun sehr kulturpessimistisch und ließe sich sicher auch anders darstellen.

Eine neue Epoche

DIAKONIA: Wo könnte eine optimistische Darstellung anknüpfen? Sieht sie dieselben Phänomene und bewertet sie nur anders? Oder schaut sie auf anderes hin?

Olaf Sanders: Ich sehe drei Ansatzpunkte für eine optimistischere Perspektive: Zunächst könnte man versuchen, die jugendkulturellen Praxen wieder im Hinblick auf ihren Nutzen für die Jugendlichen zu befragen. Was gewinnen sie durch diese Praxen? Wächst ihre Handlungsmacht? Und geschieht dies vielleicht sogar bei vermeintlich destruktiven Praxen, weil die dadurch gewonnene Macht besser ist als gar keine? Ist die Destruktion womöglich sogar die Grundlage jugendlicher Kreativität? Vertreterinnen und Vertreter der Cultural Studies wie Angela McRobbie oder Paul Willis haben immer für diese Perspektive votiert.

Sodann könnte man daran erinnern, dass jede von neuen Medien veränderte Epoche erst einmal kulturpessimistisch reagiert hat, etwa

auch die durch den Buchdruck veränderte: Übermäßiges Lesen sollte schädlich sein, hieß es damals, und zwar vor allem für Leserinnen. Rückblickend scheint mir die Drucktechnik die Welt doch eher demokratisiert und verbessert zu haben. Medientheoretiker wie Steven Johnson vertreten die These, dass wir durch komplexer werdende Fernsehserien und Computerspiele klüger

»Abweichendes Verhalten zeigt nur eine kleine aktive Minderheit.«

werden, weil wir neue Differenzierungsvermögen ausbilden, ungeahnte Energien, Strategien und Ausdauer entwickeln.

Drittens könnte man einfach auf Jugendstudien wie die Shell-Studien vertrauen, die uns seit Jahren versichern, dass die Jugend im Grunde engagiert, pragmatisch und zukunftsorientiert ist. Letztendlich galt das schon für den Punk und – wie wir derzeit wieder vergegenwärtigt bekommen – für die Protestkultur von 1968. Es war immer eine kleine aktive Minderheit, die mit ihrem »abweichenden Verhalten« das Bild der Jugend prägte.

Vielfalt der Jugendkulturen

DIAKONIA: Wohin bzw. auf wen schauen wir denn überhaupt, wenn wir Jugendliche und ihren Zugang zur Welt besser verstehen wollen – angesichts der ungeheuren Vielfalt von Jugendkulturen und Lebenssituationen von Jugendlichen? Man muss wohl auf die Jugendlichen schauen, um die es jeweils konkret geht – aber, in einer Pfarrgemeinde etwa: Um welche Jugendlichen geht es konkret?

Olaf Sanders: Das hängt sicher vor allem davon ab, wo die Jugendarbeit stattfindet und wie sich die Bevölkerung dort zusammensetzt. Ge-

nerell kann man sagen, dass sich gesellschaftliche Entwicklungen an der Jugend deutlicher ablesen lassen: Exklusion stellt sich heute wieder aus und verbirgt sich nicht. Risiken wachsen durch Globalisierung und Klimakatastrophe, Sicherheiten gehen durch den Abbau von Sozialsystemen und in den durch die gesellschaftliche Beschleunigung steigenden Anforderungen verloren. Gerade die Mittelschichtjugend passt sich extrem an und schlägt kaum über die Stränge, verhält sich also erschreckend »unjugendlich«. Ein kleiner Teil aber erprobt und entwickelt sicher irgendwo Neues, was sich nicht vorhersehen lässt.

DIAKONIA: Sie beschreiben gestiegene Kommunikationsanforderungen: Es wird mehr oder weniger unausgesetzt kommuniziert, SMS geschrieben, telefoniert etc. – und es muss ja tatsächlich angesichts schwindender Verbindlichkeit gesellschaftlicher Übereinkünfte zur Alltagsbewältigung mehr kommuniziert werden. Kann es sein, dass dadurch soziale Unterschiede wieder stärker ins Gewicht fallen, eben in Bezug auf Anzahl und Verschiedenheit von Kommunikationsformen, die im familiären bzw.

»Wie viele Elternhäuser und Lehrerkollegien widerstehen der Kulturindustrie?«

schulischen Umfeld eingeübt werden (können)? Besteht kulturelles Kapital heute auch in der Fähigkeit, situationsbezogen kommunizieren zu können bzw. unterschiedliche Kommunikationsformen selbstbestimmt einsetzen zu können?

Olaf Sanders: Schon Wilhelm von Humboldt nennt die Mannigfaltigkeit von Situationen als Bedingung von Bildung. Insofern ist es für die kommunikativen Kompetenzen sicher gut, mit unterschiedlichen Kommunikationsanforderungen konfrontiert zu werden. Ich frage mich

allerdings, ob diese wirklich noch so unterschiedlich sind. Sind Jugendkulturen wie etwa die Emos (ein Punkderivat) noch Teil einer Do-it-Yourself-Bewegung, die im Punk, Hardcore oder dem frühen Rave als Absage an die kulturelle Wende von der Produktion zum Konsum entstand, oder sind die Jugendkulturen heute nur noch käufliche Styles? Und wie viele Elternhäuser und Lehrerkollegien widerstehen der Kulturindustrie noch?

Ich erlebe bei meinen Studierenden eine rasante Erosion der Kommunikationsfähigkeit. Sie können komplexe oder ältere Texte oft kaum lesen, haben wenig Respekt vor Traditionen und noch weniger Ausdauer im Umgang mit dem

»Mangel an Umgang mit Ungewissheit«

Noch-nicht-Verstandenen. Wir sitzen doch alle in der Powerpoint-Falle. Ich erkläre mir den Mangel an Ausdauer durch den Mangel an Umgang mit Ungewissheit, der durch die Dauerkommunikation entsteht.

Gerade weil man, wie Paul Watzlawick meinte, nicht nicht kommunizieren könne, ist ja Kommunikation nicht per se gut. Die größten Zeitgewinne verspricht, sinnleere Kommunikation herauszufiltern oder einfach auf sie zu verzichten. Bildung braucht Zeit. Medien sind Zeitfresser. Wenn ich – überspitzt gesagt – meinen Blog (eine Art öffentliches Tagebuch im Internet) pflege, meine MySpace-Seite, neue Videos für YouTube produziere (beides Internetportale des so genannten web2.0, die für Texte, Bilder und Filme von jedermann und jederfrau offen stehen), mit meinen zahllosen Freundinnen und Freunden SMS hin- und herschicke oder chatte und auch schon unterwegs bin zur nächsten LAN-Party: Wann soll ich mich dann größeren Herausforderungen stellen? Andy Warhols Pro-

gnose, dass jede und jeder in Zukunft für 15 Minuten berühmt sein werde, verwirklicht sich heute dahingehend, dass 15 Minuten zur maximalen Aufmerksamkeitsspanne werden.

Ausgewogene Mischung

DIAKONIA: Zwei Sätze von Ihnen bleiben bei mir insbesondere hängen: Zuviel Kommunikation zerstört die Spannung in Beziehungen; und: Jugend ist eine Phase des Konsums. Weitergedacht heißt das wohl auch, dass Interesse aneinander sich nicht nur über Kommunikation – und schon gar nicht über Konsum – vermittelt. Ist nun einfach Askese angesagt in Bezug auf den Konsum ebenso wie in Bezug auf die Kommunikation?

Olaf Sanders: Um Askese geht es sicher nicht, sondern eher um eine ausgewogene Mischung: nicht zu viel technisch vermittelte Kommunikation, nicht zu viel Stereotypie oder Kon-

»die Welt der Simulation durchbrechen«

sum, nicht zu viel körperdominierte Kommunikation – sei es über freie Bäuche oder gefährliche Posen. Vonnöten wäre mehr Respekt, der allerdings nicht auf leerer Autorität beruhen darf.

In »Hass / La haine«, einem sehr sehenswerten Film vom Matthieu Kassovitz über drei Jugendliche, die in einem Banlieu von Paris leben und die überraschenderweise keine ethnischen Konflikte haben, obwohl sie zu verschiedenen Ethnien gehören, gibt es etwa in der Mitte eine Szene auf einer Pariser Herrentoilette. Ein kleiner alter Mann kommt aus der Kabine und beginnt, den drei sich streitenden Jugendlichen eine Geschichte von seiner Deportation in ein Arbeitslager zu erzählen, die die Jugendlichen

nicht (sofort) verstehen. Sie verstehen auch die Situation nicht. Der alte Herr besitzt aber so etwas wie »street credibility«, die auch im Hip-Hop eine Rolle spielt. Volle Kommunikation muss offenbar etwas mit Respect – mit c – zu tun haben und real (englisch ausgesprochen) sein, statt nur so zu tun. Sie muss die Welt der Simulation durchbrechen, um eine wirkliche Erfahrung zu werden.

Respect und Respekt

DIAKONIA: Was macht diesen Respect aus? Und was signalisiert das c im Unterscheid zum k? Wenn es um Begegnung geht, »wirklich«, von Mensch zu Mensch – wo/wie/wann geschieht die unter Jugendlichen und in der intergenerationalen Kommunikation? Welche Kommunikationsbedingungen und -formen führen dahin? In Ihrem anschaulichen Filmbeispiel scheint es das Erzählen eigener »wirklicher Erfahrung« zu sein.

Olaf Sanders: Der Aufmacher der Wochenendbeilage der Süddeutschen Zeitung vom 26./27. April 2008 trägt den Titel »Verwende Deine Jugend« und zitiert damit einen alten Neue-deutsche-Welle-Song von DAF, dessen Titel wiederum als geflügeltes Wort aus Ratinger Hof, der Düsseldorfer Keimzelle des Punk, eine zweite Karriere gemacht hat: Verschwende Deine Jugend. Der Autor des Artikels, Jens-Christiane Rabe, weist darauf hin, dass sich das Jungsein in den letzten 20 Jahren radikal geändert hat, und rät, die popkulturellen Idealisierungen der Jugend aufzugeben. Punk und Hip-Hop laden zu solchen Idealisierungen besonders ein, weil es sich um politische Bewegungen handelt(e). Das Wort respect gehört zum Hip-Hop-Vokabular.

Mir fällt dazu noch eine weitere Filmszene ein. In »Absolute Giganten«, einem Film über

vier Jugendliche in Hamburg, rappt Ricco auf dem Weg zu seinem Job in einem Fast-Food-Lokal, zu dem er wieder einmal zu spät kommt, doch irgendwie noch recht unbeholfen. Floyd, der Alpha-Junge, antwortet Ricco ironisch und begleitet von befürwortendem Kopfnicken: Respect. Respect hängt zusammen mit to disrespect. Dieses Verb liegt dem »dissen« zugrunde, das aus der Battle-Kultur kommt, wo man gegeneinander rappt statt körperlich gewalttätig miteinander umzugehen.

Respect erarbeitet man sich also durch Kommunikation in einer wesentlich respektlosen Welt, rassistisch und durchzogen von Globalisierungseffekten. Respect erarbeitet man sich

»Verschwende Deine Jugend.«

außerhalb der herrschenden Ordnung, die ja an den Geburtsorten des Hip-Hop zeitweise außer Kraft gesetzt war – denken Sie an die brennenden Häuser in der Bronx in den späten 1970er-Jahren – und zu der auch abgenötigter Respekt vor Traditionen gehört. Vielleicht trennt der Status von Autorität Respect und Respekt. Aufgrund von Lebenspraxis anerkannte Autoritäten verdienen Respect, der Rollen nicht mehr fraglos zukommt. Ricco verweigert seinem Chef im Fast-Food-Restaurant ja dann auch zu recht Respekt. Leider verschwinden in dieser Bewegung auch viele Höflichkeitskonventionen.

Gegen das Diffuse

DIAKONIA: Sie sprechen von Simulation. Heißt das, dass die stattfindende Kommunikation unter Jugendlichen einen stark performativen Charakter hat? Wenn Sie dieses Darstellen und Herstellen von Wirklichkeit als Simulation bezeichnen, entspricht das dem Charakter der

Postmoderne, die alles unter Vorbehalt stellt, unter »es könnte auch anders sein und wird morgen wahrscheinlich anders sein«? Ist es tatsächlich so, dass Jugendliche kommunikativ eine unbestimmte Welt herstellen, eine simulierte, virtuelle? Inwieweit ist diese »real«? Geht es denn bei Jugendlichen nicht auch um Freude und Schmerz, Hass und Liebe als reale Gefühle? Wie weit bzw. wohin tragen »simulierte« Identitäten?

Auch hier treffen wir wieder auf ein gesamtgesellschaftliches Phänomen: Wir sind alle die DarstellerInnen des eigenen Lebens bzw. der eigenen Identität und je souveräner wir mit den Rollen spielen können, umso kompetenter und erfolgreicher bewegen wir uns in der Welt. Sind die Jugendlichen, die das frühzeitig einüben, womöglich besser ausgerüstet für die aktuellen Anforderungen als jene älteren Semester, die noch wissen, wie man sich stunden- und tagelang müht, um einen alten Text zu erfassen und zu verstehen?

Olaf Sanders: Neulich hatte ich das Glück, einen der letzten freien Sitzplätze in der Regionalbahn aus Köln in Richtung Bonn neben drei Jugendlichen mit Migrationshintergrund und

»Rahmenbedingungen grundlegend gewandelt«

weißer Sportkleidung zu bekommen. Ihre Kommunikation war für mich völlig uneinschätzbar. Sie gingen recht rabiat miteinander um, beleidigten einander andauernd, verstanden sich aber offenbar gut. Die Zeit vertrieben sie sich mit Mobiltelefon-Streichen. Sie riefen Kumpels an und sagten ihnen mit verstellter Stimme, dass sie ihre Mütter ficken sollten. Richtig empört hat das am anderen Ende des Mobilfunknetzes offenbar niemanden. Außerdem war die Kommunikation großraumwagenöffentlich.

Die Rahmenbedingungen von Kommunikation unter Jugendlichen scheinen sich sehr grundlegend gewandelt zu haben, und desgleichen gilt wohl für die Kommunikation zwischen Jugendlichen und Erwachsenen.

Neulich hörte ich eine andere Geschichte. Wieder spielen Mobiltelefone eine Rolle. Die Eltern einer 13-jährigen Schülerin einer konfessionellen Schule stellten sie zur Rede, nachdem sie auf ihrem Handy Pornovideos gefunden hatten, die unter Schülerinnen und Schülern der

»wieder glaubwürdige Geschichten erzählen«

Schule zirkulieren. Die Schülerin wiegelte ab. Sie habe die Videos zwar auf dem Handy, das bedeute aber nichts. Sie sehe sie sich nicht einmal an. Die Schule wiegelte interessanterweise auch ab. Man habe schließlich Handyverbot.

Die Kommunikation wird entwertet. Vielleicht ist das eine Folge der Kommunikationsinflation. Trotz der Kommunikationsinflation ist die meiste Kommunikation völlig unauffällig. In der

Literaturhinweise:

Heinz Bude, *Die Ausgeschlossenen. Das Ende vom Traum einer gerechten Gesellschaft*, München 2008.

Steven Johnson, *Neue Intelligenz. Warum wir durch Computerspiele und TV klüger werden*, Köln 2006.

Bernard Stiegler, *Die Logik der Sorge. Verlust der Aufklärung durch Technik und Medien*, Frankfurt/Main 2008.

Paul Willis, *Jugend-Stile. Zur Ästhetik der Gemeinsamen Kultur*, Hamburg 1991.

letzten Woche kam ich in einem meiner Seminare mit den Teilnehmerinnen und Teilnehmern ins Gespräch darüber, warum sie sich nicht dagegen wehren, dass ihnen der Lebensraum Universität genommen wird durch die gegenwärtigen Reformen. Die Antwort war lähmende Zu-

kunftsangst, deren Auslöser größtenteils virtuell sind: Es ist noch immer nicht sehr wahrscheinlich, im rheinischen Nahverkehr Terroropfer zu werden. Die Bedrohung hat in der Region, verglichen mit derjenigen durch die bis 1989 konkurrierenden Machtblöcke, sogar abgenommen.

Als ich das letzte Mal mit unserem Sohn auf dem örtlichen Waldspielplatz war, besetzten drei 12- oder 13-jährige Mädchen die vier Nachbarschaukeln. Sie überboten sich mit der Sportlichkeit ihrer Eltern – »Mein Vater läuft jeden zweiten Tag 15 Kilometer« etc. – und der Qualität ihrer Ballettschulen: »Die Schule an der Oper nimmt zwar nicht an Wettkämpfen teil, die Schülerinnen machen aber in Musicals mit.« Hier geht alles durcheinander. Der größte Trumpf ist die auftrumpfende Illusion.

Vielleicht schlägt die Virtualität der Kommunikationswelten, der Chats, Blogs etc. auf die Alltagsrealität zurück, taucht alles ins Diffuse und verbreitet Angst, was dann zu Rückzügen oder Aggressionen führt – vor allem, wenn man glaubt, nicht mehr mithalten zu können. Gegen das Diffuse hilft wohl nur, wieder glaubwürdige Geschichten zu erzählen. Inwieweit das im Rahmen der Kirche möglich ist, kann ich schlecht einschätzen.

Intensität herstellen

DIAKONIA: Wer kann solche glaubwürdigen Geschichten des wirklichen Lebens wie erzählen?

Olaf Sanders: Wahrscheinlich ist die Strategie des alten Mannes aus dem oben erwähnten Film »Hass« gar nicht so schlecht: Die Tür aufwerfen und losreden, so als gäbe es keine Differenz, damit die Differenz dadurch wieder deutlich wird. Heute sprach ich in einem Seminar mit Studierenden, die überwiegend Lehrerinnen und Lehrer werden wollen, Musiklehrerinnen und

-lehrer, darüber, was denn die gesellschaftliche Relevanz, die kulturelle Bedeutung und der Bildungswert von Musik sein könnte. Ich fragte sie danach, weil ich mich darüber gewundert hatte, dass Gesellschaft, Kultur und Bildung für sie überhaupt keine relevanten Kategorien mehr zu sein schienen, ganz anders als Wohlbefinden und Kommunikation. Ich fragte weiter, wie es denn um ihre Verantwortung im Lehrberuf stehe.

»Gelegenheiten, wieder an die Welt und an Sinn zu glauben«

Schließlich sei ihre Aufgabe die Mitwirkung an der Reproduktion der Gesellschaft, wobei Reproduktion angesichts der Zukunftsprobleme sicher nicht ausreicht. Sich diesen Problemen zu stellen, erfordert gesteigerte Mündigkeit, die Mündigkeit einer Mehrheit zumindest, die ja immer noch Aufklärung als Ausgang aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit meint. Damit kann man ja jederzeit beginnen, ohne dass dadurch die Probleme schon gelöst sind. Ohne Beginn wachsen sie hingegen nur weiter.

Die Resonanz bei den angefragten Studierenden war überraschend gut und ich bin gespannt, wie das Seminar weiter verläuft. Alles, was gefehlt hat, war der Anschluss der Begriffe an das eigene Alltagsleben. Dieser Anschluss ist

natürlich im genannten Film für die drei Jugendlichen aus der Regionalbahn viel schwerer zu bewerkstelligen als für Studierende. Die aussichtsreiche Strategie scheint mir allerdings dieselbe zu sein: Herstellung von Intensität oder Ereignishaftigkeit, von Situationen, in denen etwas geschieht, in denen sich eine Erfahrung machen lässt oder sich eine Perspektive eröffnet, selbst nützlich zu sein und gebraucht zu werden.

Bezüglich der Kirchen könnte ich mir vorstellen, dass die Institution in unseren von Institutionskrisen gezeichneten Zeiten ein Zusatzproblem schafft, eben das der Autorität, die sich immer auch aus der Institution speist und nicht nur aus der Person und dem, wofür die Person steht, was ihr Glaubwürdigkeit verschafft. Gerade wenn sich der Sinn nicht mehr von selbst einstellt und die Welt droht, einem abhanden zu kommen, müssen Gelegenheiten geschaffen werden, wieder an die Welt und an Sinn zu glauben.

DIAKONIA: Danke für das Gespräch.

Olaf Sanders, Jahrgang 1967, Dr. phil., ist Erziehungswissenschaftler und arbeitet am Institut für Bildungsphilosophie, Anthropologie und Pädagogik der Lebensspanne der Humanwissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln.

Die Fragen stellte Veronika Prüller-Jagenteufel.